

Wochens-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Mittwoch, 24. März

1926.

(10. Fortsetzung.)

Schellbruch. Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Schellbruch hatte sich in seine Schlaftammer zurückgezogen. Hier lag er angelleidet auf seinem Bett. Von einer Laterne der Parallelstraße drang ein schwacher Lichtstrom durch die Fenster, eben hinreichend, um einige Gegenstände im ihren Umrissen zu erkennen. Zuweilen stieg ein dumpfer Laut zur Höhe, ein fast röhrender Ton; war er verweht, lastete wieder die Stille des Sonntags mit bleierner Schwere über der Wohnung.

Da klopfte es an ein Fenster der Werkstatt; Schellbruch erhob sich von seinem Lager. Durch den Türspalt gewährte er die Umrisse seines Gesellen.

"So mach' doch auf, Mensch!" rief es von draußen. Schellbruch kam dieser Aufforderung zögernd nach; kurz darauf betrat Schnabel hinter ihm die Werkstatt. "Warum sithest du denn im Dunkeln?" sagte er ärgerlich. "Überhaupt, ich muß einen Hausschlüssel haben. Gib mir deinen, du brauchst ihn ja doch nicht." Er hatte inzwischen Licht gemacht. "Nein."

Schnabel sah seinen "Meister" überrascht an.

"Nah keine Kunststücke, Schellbruch. Ich habe keine Lust, immer so lange draußen zu stehen, bis es dir paßt."

"Dann . . . dann kommst du rechtzeitig nach Hause kommen."

"Ah nee! . . ." Er wußte sich diesen Widerstand scheinbar nicht recht zu deuten. "Bekomme ich den Schlüssel oder nicht?"

"Nein!"

"Na, dann zwingst du mich, die Fenster einzuschlagen." "Das wage nur!"

"Meinst du, ich wage es nicht? . . ." Er brach in ein Gelächter aus. "Was ist dir eigentlich in die Knothe gefahren? . . . Mit dir ist ja gar kein Umgehen mehr."

"Ich habe es satt", rang es sich von Schellbruchs Lippen, "satt habe ich es — bis hier."

"Ich nicht."

Da ergriff Schellbruch den derben Schusterhammer und schwang ihn hoch; seine Augen waren blutunterlaufen; Schnabel blieb ruhig sitzen.

"Hast du Übung darin?" fragte er mit kalter Berechnung.

Da sank die Hand mit dem Hammer.

"Was meinst du, wenn ich erzähle, Schellbruch hat mich mit dem Hammer totschlagen wollen! . . . Das könnte manchen auf merkwürdige Gedanken bringen, du . . ." Er wußte genau, was er mit seinen Worten anrichtete, er sah es ja auch. Blödiglich weiteten sich seine Augen. Er sah etwas weiter hin auf einem Stuhl große, rote Flecken. Blut?

"Was ist das?" fragte er und trat zögernd näher. Da wußte er, was seine Augen getäuscht hatten; mit raschem Griff hatte er die Stengel mit den roten Köpfen erfaßt. "Pah!" machte er nur. Aber bald hatte er sich wieder gefunden. "Wie kommen die her?"

"Von meinen Kindern."

"So! Waren die hier?"

"Ja."

"Nur die Mädchen?"

"Nein."

"Also alle."

Schellbruch nickte. Und dann war es ihm, als stünde ihn jemand. Ein Mut kam über ihn. Mit einem Aufatmen sagte er: "Man weiß schon, daß du mit Lemke gut Freund bist."

Schnabel öffnete vor Überraschung den Mund.

"Und was ist dabei? . . ." fragte er nach einer Pause. "Deine Freunde sind auch meine Freunde, Schellbruch."

"Lemke ist nicht mein Freund", erwiderte der Meister mit einer merkwürdigen Bestimmtheit. "Er ist es nie gewesen und seine Besuche sind mir zuwider."

"Das sag' ihm mal! Nebenbei: er besucht ja nicht dich, sondern mich." "Eben deshalb."

Schnabel blieb die Entgegnung schuldig. Es war ersichtlich, daß Schellbruch irgendeine Rückenstärkung erfahren hatte, denn so widerborstig hatte er sich noch nie oder doch nur im Anfang gezeigt. Die Kinder, auch die Schwiegersöhne waren hier gewesen. Sie hatten von Lemke gesprochen. Das durfte dieser eigentlich nicht wissen, nein, er durfte es um keinen Preis wissen.

"Ich werde Lemke sagen, daß seine häufigen Besuche dir nicht angenehm sind", warf er hin. "Und nun gib mir etwas Geld."

"Geld? . . ." staunte Schellbruch.

"Nun ja, ich muß doch einen Zehrgroschen haben! Ich habe schon von Lemke geborgt."

"Du weißt, was wir abgemacht haben", sammelte sich Schellbruch. "Wenn du ohne Geld nicht fertig werden kannst — verdiene dir welches. Ich habe nichts. Und wenn ich welches hätte, ich würde dir doch nichts geben. Keinen Pfennig, verstehst du! keinen Pfennig!" Verzweiflung und Wut über diese Expressivität gaben ihm das Aussehen eines Menschen, der zu allem fähig ist. Schnabel klinzelte zu ihm hin. Und dann lachte er höhnisch auf. Wenige Minuten später saß er vor dem Abendbrot, das Lisbeth für ihren Vater bereitgestellt hatte, und ließ es sich gut schmecken.

XIV.

Das Gasthaus „Zu den drei Sternen“ konnte nicht den Anspruch darauf erheben, zu den besseren Lokalen der kleinen Stadt gezählt zu werden. Hier verkehrten Viehtreiber, Handelsleute, Schiffer und was sonst die Stadt flüchtig berührte. Es war keine eigentliche Herberge, und doch war für billiges Geld immer ein Nachtlager zu haben.

Der einzige Stammgast dieser Wirtschaft war seit Jahren Lemke. Über ein Stammgäste, der nie einen Pfennig bezahlte, obwohl er nicht selten Speise und Trank bekam, soviel er begehrte. Es gingen seltsame Reden über das Verhältnis zwischen Lemke und dem Wirt „Zu den drei Sternen“. Tatsache war, daß Anton Strunk — so hieß der Wirt — schon mehr als einmal mit den Gerichten zu tun gehabt hatte und vielleicht in ebenso schlechtem Ruf stand wie sein Freund.

Es war auffallend, daß Lemke sofort auftauchte, wenn der Wirt festgestellt hatte, daß ein Guest über größere Barmittel verfügte. Dieser blieb dann nicht

lang armen an seinem Tisch sitzen. Lemke wußte ihn bald in ein Gespräch zu ziehen, trank ein Glas Bier nach dem anderen und spielte den Freigebigen. Sobald er merkte, daß sein Tischgenosse nicht mehr ganz Herr seiner Sinne war, bestellte er einen Knobelbecher, der ihm von Anton Strunk oder dessen Frau eifrig gebracht wurde. Ein Knobeln begann, zuerst um Getränke, dann um Geld, und es sollte noch das erste Mal werden, daß der Fremde ungerupft davonkam.

Auf dieser Grundlage beruhte die langjährige Freundschaft der beiden würdigen Männer.

Eines Tages erschien Lemke mit Schnabel. Strunk, der an einem Tisch in der leeren Gaststube saß, blickte von seiner Zeitung auf und maß den Unbekannten mit kritischen Blicken.

"Tag, Anton", sagte Lemke mit seiner singenden Stimme. "Zwei Glas Bier, ja?"

"Bier ist alle", entgegnete der Wirt, der die Summe seiner Betrachtungen gezogen hatte.

"Dann zwei Schnäpse." Es klang gereizt.

"Auch alle... Alles alle!" Er lehnte sich behaglich zurück und fasste die Hände über dem runden Tische. Sein Blick verriet nichts von Freundschaft, es stand vielmehr deutlich darin zu lesen: Mit solchen Gästen bleibe mir gefälligst vom Halse!

Lemke warf ihm einen gütigen Blick zu. Alle Welt verachtete oder fürchtete ihn, das wußte er, aber in Strunk hatte er längst seinen Meister gefunden. Er griff in die Tasche und warf ein Markstück auf den Tisch.

"Zwei Bier und zwei Schnäpse", sagte er mit Be- tonung.

Der Wirt nahm das Geldstück in die Hand und betrachtete es eingehend, als wolle er sich von der Echtheit überzeugen, dann stand er behende auf.

"Sofort", gab er zur Antwort und brachte das Verlangte. Schnabel stand mit offenem Munde dabei und machte im übrigen einen etwas verwirrten Eindruck; offenbar fühlte er sich nicht einmal in dieser anspruchslosen Umgebung wohl.

Die beiden setzten sich und beträchtigten die bei Schellbruch gemachte Bekanntschaft mit einem Trunk. Der Wirt widmete sich einem Fuhrmann, der soeben zur Tür hereingekommen war, Lemke und Schnabel waren ohne Zeugen. Und nun begann eine Unterhaltung, die einem wechselseitigen Verhör glich. Bald war es Lemke, der seine Fragen stellte, bald Schnabel. Und keiner froh dem anderen auf den Leim. Aber jeder wußte dennoch bald, was er von dem anderen zu halten hatte und beide waren mit dem Resultat ihrer Wahrnehmungen zufrieden.

So viel hatte Lemke bald heraus: zwischen Schnabel und Schellbruch bestand ein Verhältnis, das nicht einem besseren Gefühl entsprang, sondern auf der einen Seite Furcht, auf der anderen der Berechnung eines von seinen Skrupeln Belästigten. Aber Schnabel wußte plötzlichen Fragen geschickt aus, höchstens lachte er vielsagend. Das reizte Lemke. Er war fest entschlossen, dies Geheimnis dem anderen zu entreffnen. —

Als Lemke und Schnabel nach zwei Tagen wieder kamen, zeigte der Wirt sich schon bedeutend zuvorsommender gegen diesen. Für kurze Zeit nahm er sogar an ihrem Tisch Platz. Aber er vermied es sorgfältig, Dinge zu berühren, die ihn in irgendein Vertrauensverhältnis zu Schnabel bringen könnten. Als er gegangen war, sagte Lemke:

"Also, Sie kriegen keinen Pfennig Lohn, Schnabel?"

Schnabel verneinte.

"Ja, aber Sie müssen doch Taschengeld haben, für Wäsche und Kleidung jorgen — kurz, über etwas Bargeld verfügen können."

"Schellbruch hat selbst nichts", murkte der Landsstreicher.

Lemke wiegte scheinbar nachdenklich den Kopf. Und dann heugte er sich über den Tisch.

"Schellbruch nicht, wohl aber seine Schwiegersöhne, oder doch der eine", warf er hin.

"Die werden auch gerade so dumm sein und mir etwas geben", antwortete Schnabel, der, wie sein beobachtender Blick bewies, noch nicht recht wußte, worauf sein Freund hinaus wollte. Aber er erfuhr es bald,

wenn auch tropfenweise, und nun riß er Mund und Augen auf. Er sollte, wie Lemke meinte, an den jungen Bäcker Witt herantreten und ihm gewisse Andeutungen machen. In seinem eigenen Interesse würde Witt schon die Tasche öffnen.

"Denn Sie haben doch mit Schellbruch etwas gemeinsam, Schnabel, nicht wahr?"

Er wurde enttäuscht; Schnabel, der gespannt zugehört hatte, grinste überlegen.

"Gewiß: Erinnerungen."

"Erinnerungen, welcher Art denn?" forschte Lemke begierig. "Mir können Sie's doch wahrhaftig sagen."

"Ein ander Mal."

"Also haben Sie doch etwas ausgefressen!"

"Das hab' ich nicht gesagt.... Sie können sich viel einbilden, Lemke. Oder sind Sie damit zufrieden, wenn ich Ihnen einen Bären aufbinde?"

"Nein. Für Ihre Lügen danke ich. Die können Sie Schellbruchs Schwiegersohn aufhängen, wenn Sie wollen."

"Das will ich."

"Wirklich?... Nun, in Gottes Namen! Aber Sie müssen wissen, was Sie verantworten können." —

Und ihre Freundschaft gedieh. Zwar ließ Lemke sich niemals mit Schnabel auf der Straße sehen; sie trafen sich entweder in den „Drei Sternen“ oder in Schellbruchs Werkstatt, in den Vormittagsstunden, wenn der Meister ein wenig schlummerte oder zu schlummern schien. Oft genug hörte er das Gewisper nebenan.

(Fortsetzung folgt.)

Das verlorene Rezept.

Von Arthur Hoffmann.

Ich hatte von meinem Arzt ein Magenpulver verschrieben bekommen: einfach Klasse. Mit diesem Pulver im Hause ist es wahrhaftig eine Lust, Magenschmerzen zu haben, direkt ein Vergnügen, das man sich in so schweren Zeiten, wie heutzutage wo man auf so vieles verzichten muß, freilich höchstens alle Sonn- und Feiertage mal leisten sollte, an denen man sich ja nach altem Brauch gern etwas bene tut. Und ich habe gefunden, daß Magenschmerzen das Billigste ist, was da in Frage kommt. Das Pulver kostet 2 Mark und reicht mindestens für 25 Anfälle. So kommen also auf jeden Sonn- und Feiertag 4 Pfennig. Bitte, was können Sie sich sonst für 4 Pfennig leisten? Jedes, aber auch jedes andere anständige Vergnügen ist teurer. Auf mein Amüser-Magenpulver pro Portion 4 Pfennig also lasse ich nichts kommen.

Mein Arzt hatte mir ein Rezept mitgegeben, nach welchem das Pulver in der Apotheke angefertigt wurde. Es ist zu begreifen, daß man ein solch labelhaftes Rezept gut aufhebt. Das war natürlich auch geschehen. Es war so gut aufbewahrt, daß ich es, als die erste Schachtel Pulver veramtürt war und die Auflage erneuert werden mußte, nicht mehr aufzufinden konnte. Obwohl ich mir und jedem Mann sich die Antwort vorher selbst hätte geben können, fragte ich doch meine Frau, wobin sie das Rezept gelegt hätte. Nein, gab ich zurück, ich hätte es nicht an mich genommen. Hätte ich es getan, so würde ich jetzt auch, wo es wäre.

So, sagte meine Frau und fragte, wo denn s. B. jetzt mein Benzinfreizeug und mein Füllfederhalter seien. Dinge also, die außer mir niemand berühren dürfe. Auf diese Frage war ich nicht vorbereitet, also gehörte sie auch nicht hierhin. Sie möchte bei der Sache bleiben, sagte ich daher. Vom Benzinfreizeug und vom Füllfederhalter sei nicht die Rede, sondern vom Rezept des Magenpulvers. Ich wisse ganz genau, daß ich es seinerzeit auf ihren Schreibtisch gelegt habe. Ausgeschlossen, erwiderte sie, auf ihrem Schreibtisch herrsche Ordnung, da komme nichts fort. Außerdem gehörten Rezepte nicht auf ihren Schreibtisch, sondern in die Hausapotheke.

Wenn Rezepte, was ich nicht bestreiten will, in die Hausapotheke gehörten, würde ich es auch wohl hineingelegt haben, antwortete ich, und räumte der Hausapotheke die Eingeweide aus. Alles, was ein solches Ding in sich bergen muß, war darin: Histoflaster, Zinthalbe, Guttapercha, Däumlinge, Karbol, Süßeraugentinktur, Arnika, Cholertonik, blutstillende und andere Watte, elligsaure Tonerde, Rezepte aller Art usw., nur nicht das Rezept, das ich gerade suchte. Also hatte ich es doch auf den Schreibtisch meiner Frau gelegt. Folglich mußte ich ihn einer Untersuchung unterziehen.

Wer schon einmal den Versuch gemacht hat, im Schreib-

tisch seiner Frau etwas zu finden, weshalb das Resultat negativ war. Im Schreibtisch einer Frau befinden sich 90 Prozent Sachen aus der Mädchens- und Pensionszeit; der Rest ist auch Tinte. Ich meinte, sie könne den ganzen Plunder bei dieser Gelegenheit in den Müllimer werfen, fand damit aber genau so schlecht an wie alle Männer, die ihren Frauen diesen guten Rat geben. Die Sachen gingen mich gar nichts an, sagte sie, und gab sich dann ihrerseits daran, in meinem Schreibtisch zu suchen. Ich sträubte mich gegen die nutzlose Arbeit, denn ich kenne doch meinen Schreibtisch. Es ist kein Papierstapelchen darin, das ich nicht kenne und das nicht irgendwie von Bedeutung ist.

Nun ja, den zerbrochenen Briefklopf brauchte ich eigentlich nicht aufzubewahren, auch den Kasten mit der Gläze nicht, den invaliden amerikanischen Weder aus meiner Junggesellenzeit ebensowenig, und die alte Türklinke aus unserer ersten Wohnung auch nicht. Die fünf leeren Zigarrenkisten könnten schließlich auch fehlen, das Paar ausgefranste Röllchen nimmt auch nur unnötig Platz fort, und wie der lendenlahme Hosenstrecker in das hintere Fach kam, ist mir nicht ganz klar. Die Hühnerfedern mit dem Nitotingeruch haben bestimmt keinen besonderen Zweck mehr zu erfüllen, und die einzige Schere hat mir meines Wissens genau so wenig je gehört wie die Hasenfote, die ich jetzt zum erstenmal sah.

Aber das alles war ja auch Nebensache. Die Haupt-
sache, um die es ging, das Rezept, war nicht darin. Das wußte ich im voraus. Es soll mich jemand meinen Schreibtisch kennen lehren. Aber gefunden müsste es werden, denn mein Arzt war verreist, und ich konnte es daher nicht im Duplikat bekommen. Blieb also nichts übrig, wie die ganze Wohnung systematisch abzusuchen.

Meine Frau lämpfte leidenschaftlich dagegen, daß ich mich anschickte, den Bücherschränk zu leeren und jedes Buch durchzublättern, ob sich das Rezept etwa darin befände. Ich könnte doch nicht rund dreihundert Bände daraufhin nachsehen, meinte sie, als ich die Bücher auf dem Fußboden zu Hauf stürzte. Was sein müsse, müsse nun einmal sein, gab ich zur Antwort, und begann mit Goethes sämtlichen Werken, denen ich zunächst alle Klassiker, Schlossers Weltgeschichte, Meyers Konversationslexikon, Brehms Tierleben, Karl Mays Reiseromane, alle Courths-Mahlerten geistigen Erzeugnisse und die Ullstein-Bibliothek folgen ließ. Als ich Schwieren wie ein Sattträger in den Händen, und die Lippen vom steten Anfeuchten der Fingerspitzen trocken hatte wie die Vereinigten Staaten von Amerika, gab ich die Sache auf.

Das Rezept fand sich auch nicht in den Sprungedien der Betten, der Chaiselongue und der beiden Klubhüppen. Weder in den Gewürztöpfen der Küche noch in den fünf Dutzend Wedglässern der Vorratstammer, noch zwischen den Bett-, Hand- und Tischtüchern des Leinwandschrankes. Ich suchte es vergebens hinter allen Spiegeln und Bildern, im Papierkorb, im Kohlenkasten und im Müllimer, auf der Mansarde, im Fremdensimmer und im Keller.

Ich inquirierte unsere Hausangestellte Minna, bis sie mit rotgeweinten Augen einbergung und schluchzend befeuerte, sie sei ehrlicher Leute Kind und hätte noch nie Magenbeschwerden gehabt. Sie stülpte ihren Schließkorb um und trennte alle Nähle ihrer Kleider auf, sogar das Futter ihrer Hüte legte sie bloß. Sie hätte gefündigt, wenn meine Frau ihr nicht ein Kinobillet geschenkt und ihr gesagt hätte, ich hinge nächste Woche für längere Zeit in ein Sanatorium.

Das Rezept mußte gestohlen sein. War nicht dieser Tage Bester Adolf da? Der ist weit und breit als Filz bekannt, und eher, als er für den Arzt einen Pfennig ausgibt, läßt er sich das Herz mit glühenden Jangen aus dem Leibe reißen. Sah er nicht schlecht aus? Sprach ich ihm nicht von dem Pulver? Der Geizkragen ist sicherlich magenkranck, und um die ärztliche Konsultation zu sparen, hatte er gewiß das Rezept heimlich an sich genommen.

Als ich meiner Frau gegenüber diesen Verdacht äußerte, sagte sie, es sei ihr mit dem Sanatorium durchaus ernst gemeint. Haben Sie Worte? Jetzt soll ich in ein Sanatorium, weil Bester Adolf den Arzt sparen will! Nein, erwiderte ich, alle verwandtschaftlichen Rücksichten in Ehren, aber ich würde nicht daran, eine Kur durchzumachen, weil Bester Adolf sich den Magen verstaucht habe. Das täte ich nicht einmal für sie, und außerdem wäre Bester Adolf eigentlich nur mit ihr und nicht mit mir verwandt.

Ob ich etwas damit sagen wolle, daß der Geiz eine hervorstehende Eigenschaft in ihrer Familie sei, wollte sie wissen. Ich erwiderte, darauf könnte ich erst Antwort geben, wenn die vielberedeten Testamente ihrer beiden ledigen Tanten mir vorlägen. Da die Tanten aber noch, wie ich bei unserer letzten Einladung an sie konstatiert hätte, außerordentlich gesund und gut bei Appetit wären, sei diese Frage durchaus nicht akut. Diplomatischer kann

man sich doch wohl kaum ausdrücken, nicht wahr? Aber trotzdem schwollte meine Frau. Nun lachte ich mich tot, wenn die Tanten uns nichts vermachten.

Das Rezept fand sich nicht, aber ich traf gestern Bester Adolf gelund wie ein Fisch im Wasser. Als ich ihn fragte, ob er dieser Tage vielleicht Magenschmerzen gehabt hätte, lachte er mich aus. Ich sage ja, daß er das Rezept hat.

Inzwischen ist unsere Wohnung, die ob des Suchens nach dem Rezept etwas in Unordnung geraten war, wieder halbwegs in Ordnung. Nur mein Arbeitszimmer steht noch aus, als hätte Großfeuer darin gewütet.

Ach so. Ich bin mit der leeren Magenpulverschachtel zum Apotheker gegangen und habe ihn gefragt, ob er vielleicht noch wisse, was für ein Pulver er mir damals zugetan habe. Der Apotheker drehte die Schachtel um und nickte bestätigend. Auf der Rückseite stand nämlich das Rezept.

Doch Frauen aber auch nie auf das Nachstiegende kommen. Nein, eher lassen sie unsreins die ganze Wohnung auf den Kopf stellen! Zu dumm!

Der gute Witz.

Von Max Hasel.

Er war da, ebe Methusalem geboren wurde, er überlebte Methusalem und wird uns alle überleben. Denn der gute Witz stirbt nicht. Als Adam damals seiner Frau den ersten guten Witz erzählte — es geschah in einer gemütlischen Stunde seiner Ehe — da erzählte er ihr den Witz, den dereinst der letzte Mann am Vorabend des Weltuntergangs seiner Frau erzählen wird (sofern sich die Frau bis dahin nicht vollständig maskulinisiert hat und der letzte Mann eine Frau geworden ist; denn Frauen können keine Witze erzählen oder nur schlechte!). Ist aber die Welt untergegangen, dann steht im nächsten Morgenblatt der gute Witz vielleicht als einziger Überlebender. Denn ein guter Witz geht nicht unter. Er hat eine Lebensdauer, die alle Vorstellung übersteigt. Sind ein paar gute Witze beisammen, so gibt es bekanntlich unter ihnen immer einen, der noch älter ist. Der gute Witz besiegt die Zeit wie den Raum, und es ist durchaus möglich, daß ein Mensch, der sich im Laufe von ein paar Jahrtausenden ein paarmal inkarniert, in jeder Inkarnation den gleichen Witz vorgesetzt bekommt. Und davor retten ihn auch die verschiedenen Kontinente und Länder nicht. Denn der gute Witz ist ein Globetrotter, der ununterbrochen um den Erdball wandert und also in allen Ländern zu Hause ist.

Er taucht, beispielsweise, im New Yorker „Judge“ auf. Man sieht den heiteren Burschen näher an — und erkennt ihn am zweiten Blick als einen alten Bekannten, den man vor Jahren in der Münchener „Jugend“ angetroffen hat. Oder er erscheint im Pariser „Aire“, von wo aus er sich auf die Weltreise begibt, in alle lebenden und toten Sprachen überseht, in alle Trachten und Sargons gekleidet wird, um endlich, von Marseille aus, dem „Aire“ als neuester guter Witz eingereicht zu werden. Dem „Aire“ kommt der heitere Bursche bekannt vor, aber er ist von unverweltlicher Güte und ewiger Jugend, also wird er, einigermaßen aufgewakt, der Generation, die ein wenig gedächtnisschwach ist, abermals als neuester guter Witz mitgeteilt. Um dann wieder vergnügt um den Globus zu hastieren. Zwar ist er ja oft betreten, wenn er erfahren muß, daß man ihn schon kennt, aber er ist doch noch weit öfter freudig überrascht, wenn er entdeckt, wie wenig Leute ihn trotz seines und ihres Alters gehört haben.

Ein armer Teufel müßte sich einst in Dakota um die Stelle eines Küsters. Man wollte ihn anstellen — da zeigte sich, daß er nicht schreiben konnte. Er bekam die Stelle nicht, wurde dann Hausrat in Seife, Kaufmann in noch mehr Seife, endlich Seifenfabrikant und Millionär. Einmal soll er ein bedeutendes Dokument unterschreiben. Da muß er stehen, daß er nicht schreiben kann.

„Herr“, sagt ihm sein Gegenüber mit Bewunderung und Bedauern, „was erst wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie schreiben könnten!“

„Ein Küster“, antwortete ihm der Millionär nüchtern.

Die Wiege dieses echten amerikanischen Witzen stand in dem galizischen Judenort Krotochin. Und der vornehme „Küster“ war damals noch ein „Schames“, ein Tempeldienstler.

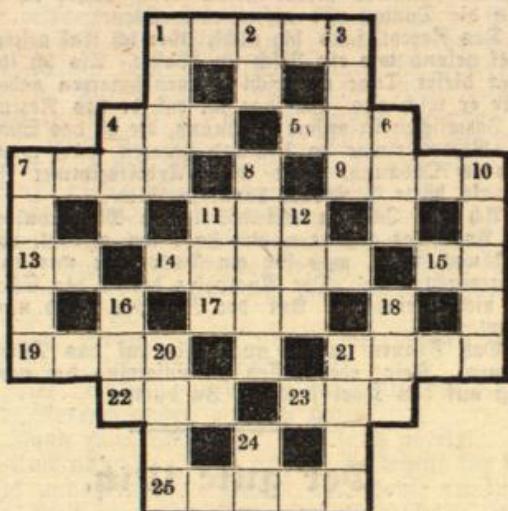
In Peking wird der gleiche Witz erzählt. Der arme Teufel müßte sich dort um die Stelle eines Polizisten und wird dann Großkaufmann.

Dieses Beispiel für Hunderte. Jeder von uns wird dem „Schames von Krotochin“ noch etliche Male im Leben begegnen — vielleicht auf den Kanarischen Inseln, vielleicht in den Kordilleren, vielleicht auf Grönland.

Was ist die besondere Eigenschaft des guten Witzen?

Dass er uns immer zum vorletzen Mal erzählt wird.

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht:

1. Findest du am grünen Baum,
2. Dient oft als Versammlungsraum,
9. War einst der Wohnsitz edler Ritter,
19. Bist du erkrankt daran, ist's bitter,
15. Fern in Sibirien flieht ein Flub,
22. Ein Monat voller Hochgenuss,
4. Ein Ländchen in der Schweiz, genannt Kanton,
11. Ist gut sie, findet sie auch ihren Lohn,
13. Anrede, doch aus alten Zeiten,
5. Mit ihm fannst du dir Tropfen bereiten,
14. Dient zum bequemen Vorwärtskommen,
17. Ein Ausdruck, aus der Seemannskunst entnommen,
23. Viel Wege führt' n in diese Stadt,
7. Wer zählen kann, das Wort bald hat,
25. Als Funststation im ganzen Land, — Ist diese deutsche Stadt bekannt.

Senkrecht:

1. Ein Männergeschmuck, der bei der Frau sehr stört,
3. Man ist es, wenn man nicht mehr hört,
6. Im Kriege zeigt ihn der Soldat,
2. Als Karte sehr beliebt beim Skat,
11. Liegt zwischen Bergen eingeschlossen,
8. Verstimmt, macht er dich sehr verdrossen,
10. Von jedermann gebraucht beim Essen,
16. Bist du's geworden, bist du bald vergessen,
18. Als Sohn des Noah kennt man ihn,
12. Soll er gut schmecken, muss er ziehn,
24. Man ruft es aus, ist man verlest,
4. Wird von Studenten oft versetzt,
20. Ein sehr bekannter deutscher Flub,
21. Lateinisch heißt er filius,
7. Als Tageszeit meist sehr beliebt, — Weil es dann endlich Ruhe gibt.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 64: Wagerecht: 1. Staub. 4. Kreisel. 6. Idiot. 7. Legat. 9. Tau. 11. Tomate. 12. Tobias. 13. Ehe. 15. Stoib. 17. Achse. 18. Estrich. 19. Murat. — Senkrecht: 1. Sport. 2. Afrika. 3. Bibel. 4. Koralle. 5. Lenbach. 6. Iltis. 8. Tasse. 9. Tee. 10. Ute. 14. Herder. 16. Psalm. 17. Achat.

Hygiene und Heilkunde

Geheimnisse des Schmerzes. Soviel sich auch die Wissenschaft schon mit dem Schmerz und seiner Befähigung beschäftigt hat, so gibt es doch noch viele Geheimnisse, die mit diesem am weitesten über unseren Körper verbreiteten Gefühl verbunden sind. Die moderne Heilkunde hat den Kampf gegen den Schmerz mit allen Waffen aufgenommen und ihn auch schon zum großen Teil Siegreich durchgesiegt. Die Erweiterung von Schmerzen, die heute eine Grundregel der Medizin ist, darf man nicht einfach aus dem Wunsch erklären, den Menschen vor unnötigem Leid zu bewahren, sondern die Befriedigung des Schmerzes ist in vielen Fällen auch ein wichtiger Heilmittel. Man hat durch Forschungen nachgewiesen, daß der Schmerz ebensoviel selbst ein Reizmittel ist, wie er andererseits Erzeugnis einer Reizung ist, und daß sein

Borhandensein dazu beiträgt, die Krankheiten zu verschlimmern und zu verlängern, durch die er hervorgerufen wird. Die Lehre von der sofortigen Befreiung von Schmerzen, — mag diese nun durch schnelle Operation oder durch schmerzstillende Mittel erfolgen — ist deshalb wissenschaftlich wohl begründet. Aber man darf andererseits nicht vergessen, daß das Auftreten des Schmerzes auch seine guten Seiten hat, denn die Natur gibt dadurch dem Menschen ein Warnungszeichen und ruft die Muskeln zum Selbstschutz auf. Der Schmerz bringt es z. B. mit sich, daß die Bewegung eines Gliedes von der Gefahrquelle fortverlegt wird oder die schmerzhafte Zusammenziehung der Muskeln um eine verletzte Stelle verhindert die Bewegung überhaupt. Starke Kopfschmerz ist oft das Anzeichen von Krankheiten, die vollkommene Ruhe erfordern und der Schmerz hat die heilsame Folgeerscheinung, daß man sich niederlässt und ruhig verhält. Noch nicht restlos aufgelaßt ist der Einfluß, den das Gehirn auf die Schmerzen ausübt. Es ist ja bekannt, daß, wenn der Geist von einer starken beherrschenden Erregung ergriffen ist, der Schmerz unterdrückt wird; so empfindet der Soldat vielfach die Wunde nicht, bis die Aufregung der Schlacht vorbei ist. Ein sehr starker Schmerz drängt auch stets einen kleineren zurück. Keine Schmerzen werden durch Krankheiten oder Verletzungen hervorgerufen, die in gewissen Gegenden des Körpers entstehen; so z. B. fehlt die Schmerzempfindung in der Substanz des Gehirns, der Leber, der Nieren oder der Lunge. Man kann diese Organe dem Messer und sogar dem Feuer aussehen, ohne Schmerz hervorzurufen. Man nimmt an, daß sie keine eigenen „Schmerzempfänger“ besitzen. Aber man darf dabei unter keinen Umständen die feinen Membrane berühren, die diese Organe umgeben, denn sie sind so mit Schmerzempfängern ausgestattet, daß sofort eine starke Schmerzempfindung entsteht.

Welt u. Wissen

Die Buschneger von Surinam. Die niederländische Kolonie Niederländisch-Guayana oder Surinam, die an der Nordküste Südamerikas, zwischen Britisch-Guayana und Französisch-Guayana, liegt, ist in ihrem Innern noch wenig durchforstet. Das Land zeigt wildromantischen Charakter, ist wenig zivilisiert, hat an der Küste große Striche Sumpfland und im Innern undurchdringliche, jungfräuliche Urwälder, wo diese aufbören, erheben sich Hügelketten, die immer höher ansteigen bis zur majestätischen Höhe der Gebirge an der brasiliensischen Grenze. Das Innenland ist von Negern bewohnt, den sogenannten Buschnegern, die sich von den eingeborenen Indianern scharf unterscheiden. Der Ursprung dieser Neger ist recht bemerkenswert. Zur Zeit, als die Neger von Afrika nach Guayana verkauft wurden, gab es stets einige Beherzte, die, um sich der Grausamkeit der Slavenhalter zu entziehen, nach unbekannten Gebieten entflohen, unbekümmert, daß sie einem ungewissen Schicksal entgegengingen, und nur darauf bedacht, ihren Verfolgern zu entgehen. Im Laufe der Zeit wuchs die Zahl dieser entlaufenen Slaven immer mehr an; es bildeten sich ganze Kolonien, die sich am Oberlauf der Flüsse in der Nähe der Quellen ansiedelten, wo sie am sichersten vor der Verfolgung waren, da diese Flusläufe nicht zu befahren waren. Als dann die Slaverei aufgehoben wurde, kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und begaben sich zum Gouverneur der Kolonie, um diesen zu bitten, sie dort, wo sie sich angefiedelt hatten, in Ruhe und Frieden weiterleben zu lassen. Die Bitte wurde ihnen auch gewährt, und seither sind die Nachkommen jener entlaufenen Slaven völlig unabhängig, auf der anderen Seite aber auch dank ihrer Abgeschlossenheit in Fetiche und Baumdienst verjunkt. Die Sprache dieser Buschneger ist ein fast unverständliches Gemisch afrikanischer Dialekte mit niederländischen, spanischen, portugiesischen und englischen Wörtern. Der englische Reisende, der das Land besucht hat und jetzt in „Chamber's Journal“ über seine Reise berichtet, betont besonders, daß die Nachkommen dieser afrikanischen Slaven sich durch ungewöhnliche Eanglebigkeit auszeichnen. Der Häutling eines der Dörfer, der an die hundert Jahre zählt, und, wie seine Stammesgenossen ein Riese und ganz und gar mit Haaren bedeckt war, zeigte ihm als größte Merkwürdigkeit seine Mutter. Der Engländer sah sich einer völlig tauben, tauben und blinden Person gegenüber, die den Versuch machte, sich zu erheben und etwas murmelte, was einem Segensspruch ähnlich klang. Schließlich reichte sie dem Besucher zum Zeichen der Ehrung den Zahn eines Jaguars aus einer Kette von Zähnen, die sie um den Leib trug. Es war die älteste Frau, die Kirche in seinem Leben gehabt hatte. Zwecklos war sie in Afrika geboren und von Slavenhändlern ins Land gebracht worden.